

dot:
books

MARGARET
MURPHY

Das stumme
Kind

ROMAN

**BRIT
CRIME**

Über dieses Buch:

Als auf den Straßen Liverpools ein kleiner Junge gefunden wird, bittet die Polizei die Kinderpsychologin Jenny Campbell um Hilfe. Das Kind spricht kein einziges Wort, malt nur immer wieder ein Bild: ein Haus, alle Fenster vergittert, alle Türen verriegelt. Handelt es sich dabei nur um die Fantasie eines vernachlässigten Kindes - oder verbirgt sich etwas viel Schlimmeres dahinter? Jenny nimmt den Jungen mit zu sich nach Hause, um ihm Sicherheit zu geben. Doch Jennys Ehemann reagiert plötzlich abweisend und rätselhaft - gibt es womöglich eine Verbindung zu seiner eigenen dunklen Vergangenheit? Mehr und mehr beschleicht Jenny der Verdacht, dass ein Ende des Schweigens auch das Ende aller Unschuld in ihrem Leben bedeuten könnte ...

»Eine äußerst talentierte Autorin - Margaret Murphy erzeugt höchste psychologische Spannung.« The Times

Über die Autorin:

Margaret Murphy ist diplomierte Umweltbiologin und hat mehrere Jahre als Biologielehrerin in Lancashire und Liverpool gearbeitet. Ihr erster Roman »Der sanfte Schlaf des Todes« wurde von der Kritik begeistert aufgenommen und mit dem First Blood Award als bester Debüt-Krimi ausgezeichnet. Seitdem hat sie zahlreiche weitere psychologische Spannungsromane und Thriller veröffentlicht, die in mehrere Sprachen übersetzt wurden. Heute lebt sie auf der Halbinsel Wirral im Nordwesten Englands.

Die englischsprachige Website der Autorin: www.margaret-murphy.co.uk/

Margaret Murphy veröffentlichte bei dotbooks auch ihre Spannungsromane:

- »Die Stille der Angst«
- »Der sanfte Schlaf des Todes«
- »Im Schatten der Schuld«

Außerdem ist bei dotbooks ihre Thriller-Reihe um die Anwältin Clara Pascal erschienen:

- »Warte, bis es dunkel wird - Band 1«
- »Der Tod kennt kein Vergessen - Band 2«

Sowie ihre Reihe um die Liverpool Police Station:

- »Wer für das Böse lebt - Band 1«
- »Wer kein Erbarmen kennt - Band 2«
- »Wer Rache sucht - Band 3«

eBook-Neuausgabe Oktober 2021

Die englische Originalausgabe erschien erstmals 1999 unter dem Originaltitel »Past Reason« bei Macmillan, London.

Copyright © der englischen Originalausgabe 1999 Margaret Murphy

Copyright © der deutschen Erstausgabe 2000 Wilhelm Goldmann Verlag, München, in der Verlagsgruppe Bertelsmann GmbH

Copyright © der Neuausgabe 2021 dotbooks GmbH, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.

Titelbildgestaltung: Nele Schütz Design unter Verwendung von Bildmotiven von Shutterstock/gyn9037, trabantos

eBook-Herstellung: Open Publishing GmbH (rb)

ISBN 978-3-96655-867-9

Liebe Leserin, lieber Leser, wir freuen uns, dass Sie sich für dieses eBook entschieden haben. Bitte beachten Sie, dass Sie damit ausschließlich ein Leserecht erworben haben: Sie dürfen dieses eBook – anders als ein gedrucktes Buch – nicht verleihen, verkaufen, in anderer Form weitergeben oder Dritten zugänglich machen. Die unerlaubte Verbreitung von eBooks ist – wie der illegale Download von Musikdateien und Videos – untersagt und kein Freundschaftsdienst oder Bagatelldelikt, sondern Diebstahl geistigen Eigentums, mit dem Sie sich strafbar machen und der Autorin oder dem Autor finanziellen Schaden zufügen. Bei Fragen können Sie sich jederzeit direkt an uns wenden: info@dotbooks.de. Mit herzlichem Gruß: das Team des dotbooks-Verlags

Sind Sie auf der Suche nach attraktiven Preisschnäppchen, spannenden Neuerscheinungen und Gewinnspielen, bei denen Sie sich auf kostenlose eBooks freuen können? Dann melden Sie sich jetzt für unseren Newsletter an: www.dotbooks.de/newsletter.html (Versand zweimal im Monat – unkomplizierte Kündigung-per-Klick jederzeit möglich.)

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat, empfehlen wir Ihnen gerne weitere Bücher aus unserem Programm. Schicken Sie einfach eine eMail mit dem Stichwort »Das stumme Kind« an: lesetipp@dotbooks.de (Wir nutzen Ihre an uns übermittelten Daten nur, um Ihre Anfrage beantworten zu können - danach werden sie ohne Auswertung, Weitergabe an Dritte oder zeitliche Verzögerung gelöscht.)

Besuchen Sie uns im Internet:
www.dotbooks.de
www.facebook.com/dotbooks
www.instagram.com/dotbooks
blog.dotbooks.de/

Margaret Murphy
Das stumme Kind

Roman

Aus dem Englischen von Christine Heinzius

dotbooks.

In Erinnerung an meinen Vater, Harry Wright

Teil I

Prolog

Der Junge stand unentschlossen neben dem Auto. Er sog an seiner Unterlippe und kaute auf ihr – eine neue Angewohnheit. *Steig niemals in ein fremdes Auto. Wie oft ist ihm das gesagt worden? Zu Hause, in der Schule, bei Beavers und zuletzt erst bei Cubs.*

»Komm jetzt, um Himmels willen!«

Aber er würde nicht in das Auto eines Fremden steigen. Er war ja nicht blöd.

»Ich hab' nicht den ganzen Tag Zeit.«

Der Junge warf einen Blick über seine Schulter und verdrehte unbewusst seine Füße.

»Ich werde langsam böse ...«

Er war nicht gerne unartig, aber wenn er *nicht in das Auto stieg, war er ungehorsam, und wenn er einstieg* –

»Hör mit den Dummheiten auf und steig ein!«

Der Junge stolperte, fiel fast hin, fing sich aber gerade noch rechtzeitig. »Mami hat gesagt ...«, brachte er hervor.

»Mami hat gesagt. Mami hat gesagt. Wo ist Mami denn jetzt?«

Der Junge runzelte die Stirn. Er liebte seine Mami, und er wollte, dass sie ihn liebte, aber sie schrie ihn ständig an und zog ihn auf, wenn er weinte. Er blickte noch mal zum Haus zurück, in der Hoffnung, dass sie wie von Zauberhand erschiene und ihm die Entscheidung aus den Händen nahm, aber sie kam nicht. Sie kam nie.

»Komm jetzt! ... Hör mal, wenn du dir solche Sorgen machst, rufen wir deine Mutter an, wenn wir in – Wir rufen deine Mutter später an, damit sie sich keine Sorgen macht. O. K.?«

Der Junge schlurfte vorwärts und kratzte dabei mit seinen Zehen über den Kies.

Die Küche war makellos; alle Oberflächen gewischt und desinfiziert, der Edelstahl zu mattem Glanz poliert. Aus einem Hahn tropfte Wasser mit gemessener Feierlichkeit in eine einzelne Tasse, die sich langsam füllte. Eine Hummel flog durch die geöffnete Tür, untersuchte desinteressiert und geistesabwesend den Raum, stieß sich an den Glastüren der Vitrinenschränke, flog weiter zu den bunten Bildkacheln an den Wänden und schließlich denselben Weg hinaus, den sie hereingekommen war; dabei ignorierte sie die regungslose Form einer auf dem Boden liegenden Frau.

Eine Zeit lang – vielleicht eine Stunde –, nachdem sie blutend auf den Boden gefallen war, hatte sie das Tap Tap Tap des Wasserhahns gehört und es für ihr eigenes im Hals pulsierendes Blut gehalten, das neben ihr auf dem Boden eine Pfütze bildete. Als das Tropfen des Wasserhahns langsamer wurde, spürte sie auch ihren Puls langsamer und unregelmäßig werden, er stolperte, als ob ihr Herz den Rhythmus vergessen hätte. Aber sie hatte keine Kraft mehr, sich selbst zu retten: Sie hatte alle Kraft aufgebraucht, um ihn zu retten.

Plötzlich kamen immer schneller werdende systolische Krämpfe, um es zu Ende zu bringen, um ihr Leiden zu beenden. Es hörte auf. Der Tod kam leicht, nach dem Schmerz, dem ersten Schock der Gewalt, ihrem hilflosen Kampf gegen solche Wut. Sie wusste nicht, dass sie sterben würde, sie fühlte nur Erschöpfung, Müdigkeit. Sie war sich des langsamen Dunklerwerdens am Rande ihres Gesichtsfeldes nicht bewusst, sie musste nicht einmal ihren Mut zusammennehmen, um der Angst ins Gesicht zu sehen. Es war ein ruhiges Sichergeben, ein stilles Weggehen. Kein himmlischer Chor, kein strahlendes Licht, kein warmes Willkommen, niemand, um sie zu begrüßen und ihr den Weg zu weisen. Nur Dunkelheit, Leere. Die Pfütze um ihren Kopf und Hals hörte auf, größer zu werden, und begann zu gerinnen, und das Tap Tap des Wassers veränderte langsam seinen Klang, wurde dunkler, böseartig.

Kapitel 1

Sie rannten wie die Verrückten brüllend durch die Nacht, ihre Schuhe hallten in den leeren Straßen wie die lauten Schritte eines Mörders in einem Film der vierziger Jahre.

Ein wenig unterdrücktes Bellen war zu hören – halbherziges Gejaule größtenteils; die Wut der Hunde wurde durch die unüberwindlichen, verschlossenen Türen und hohen Gartenmauern der Reichen gemildert.

Lobo sah ein Licht angehen und schrie zum Fenster hoch. »Wonach guckst du, neugierige alte Kuh?« Lee-Anne griff nach seinem Arm, sie lachte immer noch und rang nach Luft. »Du bringst uns noch in Schwierigkeiten, du bekloppter Scheißkerl!« Sie stand vornübergebeugt, beide Hände auf den Knien, und versuchte, zu Atem zu kommen. Das brachte Lobo auf eine Idee. Er zog an seinem Gürtel, ließ die Hose herunter und streckte seinen nackten Hintern der erschreckten Hausbesitzerin entgegen. Sie rannten den ganzen Weg hinunter bis zur Aigburth Road und winkten einem Taxi. Sie ließen sich hineinfallen und waren immer noch am Kichern.

»Ich kann nicht glauben, dass du wirklich deine Hosen runtergelassen hast! Ich dachte, die Alte kriegt 'nen Herzinfarkt!«

»Da hatte sie was zum Glotzen, nicht wahr? Verdammte neugierige Schlampe!«

Lee-Anne stieß auf. »O Gott, Lobo, ich glaube, ich muss kotzen.«

»Hey, hey!« Der Taxifahrer hatte sie in seinem Spiegel beobachtet, aber bisher noch nichts gesagt. »Kübel bloß nicht in mein Taxi.«

»Warum?«, fragte Lobo. »Ist ihre Kotze nicht gut genug für dich?« Er hatte das im Fernsehen bei Harry Enfield

gesehen. Er war der Boss.

Lee-Anne machte würgende Geräusche, und der Fahrer sagte wieder: »Hey, hey.« Sie machten ihn nach und lachten sich dann kaputt. Es war toll, dass sie genau denselben Humor hatten.

Lee-Anne sah auf, vor Lachen rannen ihr Tränen übers Gesicht. »Keine Angst«, sagte sie, »ich werde nicht kotzen. Ich glaube, ich werde mich stattdessen beipissen.«

Genialer Humor. Sie könnte im Fernsehen auftreten, dachte Lobo. Plötzlich wollte er sie. »Hey, komm schon«, sagte er. »Mach keinen Scheiß. Wir wollen heute noch nach Hause.«

»Es wäre vielleicht hilfreich, wenn ihr mir sagen würdet, wo ihr hin wollt«, sagte der Fahrer.

Lobo nannte eine Adresse ungefähr eine viertel Meile von ihrer Wohnung entfernt und fummelte an einer fremden Haustür, bis das Taxi verschwunden war – sie wollten schließlich nicht, dass die Polizei sie zu Hause aufspürte. Und an Lobo konnte man sich leicht erinnern: dunkles, fast schwarzes Haar, das aggressiv und unkontrolliert in alle Richtungen von seinem Kopf abstand, einen großen, roten Mund und einen verrückten Blick, an dem er seit seiner Schulzeit gearbeitet hatte. Lee-Anne war klein, rothaarig – sie sah zart aus, aber doch hübsch. Bring beide zusammen, und die Leute mussten sich einfach an den bekloppten bösen Buben und das dürre Mädchen erinnern.

Als das Taxi um die Ecke verschwand, steckte Lobo seine Hände in die Taschen und machte sich auf den Weg nach Hause, er hielt an, als er sah, dass Lee-Anne nicht folgte. Sie lehnte gegen die Wand des Hauses, an dem sie das Taxi abgesetzt hatte.

»Ich muss echt kotzen«, sagte sie kläglich.

Sie war tatsächlich grün im Gesicht. Lobo zerrte an ihrem T-Shirt und sah über seine Schulter.

»Komm jetzt«, sagte er. »Es ist vorbei.«

»Wie sie aussah, Lobo: Du hättest mich nicht dahin bringen dürfen. Ich wünschte, wir hätten nie ... Ich will so etwas nie wieder sehen. Nie wieder!« Anstatt sich zu übergeben, überraschte sie ihn damit, in Tränen auszubrechen.

»Komm schon«, sagte er. »Wir gehen zum Bankautomaten. Wollen mal sehen, ob eine von den Zahlen funktioniert. Das wird dich aufmuntern.«

Sie heulte wieder, und er wurde nervös: Jeder, der sie so sah, würde Rückschlüsse ziehen, wenn es in den Nachrichten kam. Ihm war klar, dass Reden nichts bringen würde, also griff er sie am Genick und zog sie weinend die Straße hinunter. Das Bellen war in diesem Stadtteil schärfer, als ob die Hunde wirklich aus ihren Hinterhöfen kommen könnten, jedenfalls mit ein bisschen Glück und ein paar verrotteten Holzplanken auf ihrem Weg; von der Vorstellung bekam Lobo vor Aufregung ein nervöses Kribbeln in der Magengrube.

Kapitel 2

»Er ist vielleicht nur spazieren gegangen.« Es sollte beruhigen, aber Mrs Harvey war nicht in der Stimmung, beruhigt zu werden.

»Er ist seit Stunden weg, verdammt! Er würde niemals so lange Weggehen.« Mrs Harvey lief im Wohnzimmer hin und her und rückte Nippes zurecht, dann blieb sie abrupt stehen, um sich eine Zigarette anzuzünden. »Er fährt jeden Morgen mehr als zwanzig Meilen mit dem Bus zur Schule. Die meisten seiner Schulfreunde wohnen in Chester. Wo, zum Teufel, *kann er denn hin sein?*«

District Commissioner Lisa Calcot verstand, was sie meinte. Zwischen den einzelnen pittoresken und mit Reet gedeckten Häusern in Haie Village lag jeweils eine halbe Straßenlänge und dann eine belebte Straße zu den bescheidenen Reihenhäusern weiter oben. Und Lisa Calcot konnte sich nicht vorstellen, dass Mrs Harvey ihrem Sohn den Umgang mit den Bewohnern dieser minderwertigen Wohnungen erlaubte.

»Einen Freund besuchen?«

Vi Harvey sah aus, als ob ihr die Vorstellung, dass ihr Sohn Freunde hatte, völlig fremd wäre. »*Er hat ihn geschnappt. Dieser Mann. Der vor der Schule. Er muss zurückgekommen sein. Er muss dem Schulbus gefolgt sein – er muss rausgekriegt haben, wo wir wohnen ...*«

»Mrs Harvey«, unterbrach Commissioner Weston, »das müssen Sie uns erklären.«

Vi sah von dem Polizisten zu seiner Kollegin. »Sprecht ihr denn überhaupt nicht miteinander? Er hat's schon mal versucht!«

»Wer hat was versucht?«, fragte Lisa Calcot.

»Der Entführer! O Gott, er wird mich umbringen, wenn er es herausfindet! Sie müssen ihn finden!«

Weston schloss die Augen. Als er sie wieder öffnete, hatte Lisa Calcot Mrs Harvey am Ellbogen gepackt und führte sie zu einem Stuhl. »Sie müssen es uns von Anfang an erzählen, sonst können wir Ihnen nicht helfen«, sagte sie.

Vi sah zu ihr auf, öffnete und schloss ihren Mund ein paar Mal und brach dann in Tränen aus. Lisa Calcot schnappte ein Papiertuch aus einem polierten Metallständer auf dem Couchtisch und nahm ihr die Zigarette weg, um sie auszudrücken. Sie warteten, bis sie sich beruhigt hatte.

Mrs Harvey hatte Freitagnachmittag den Notruf gewählt und gesagt, dass jemand ihren kleinen Jungen entführt hätte. Als sie zwanzig Minuten später ankamen, hatte sie ihre Geschichte dahingehend geändert, dass sie ihnen sagte, er sei /verschwundene Eine Suche in der Umgebung hatte nichts gebracht.

Vi tupfte mit dem Papiertuch ihre Augen und versuchte, ihre hoffnungslos verschmierte Wimperntusche zu retten. Ihre Armreifen klingelten im Rhythmus ihrer Aufregung. Sie glänzte vor Metall – Gold vor allem; ihre Gürtelschnalle glitzerte golden, ihre schwarzen Pantoffeln hatten goldene Paspeln, und ihre Jackenmanschetten waren golden bestickt. Es hing in teuren Schlingen von ihren Ohrläppchen und lag als passende Kette auf ihrem gebräunten Dekolletee. Sogar ihre Haare schienen einen Goldschimmer zu haben; sie war von einem diskreten Glanz umgeben, als ob sie Edelmetall aus ihren Poren schied.

Sie beendete ihre Make-up-Korrekturen und starrte die beiden Polizisten traurig an. »Das Kindermädchen hatte sich krank gemeldet. Ich musste eine Verabredung zum Mittagessen absagen.«

Sie sagte dies in einem sehr bestimmten Ton. »Er spielte oben –«

»Ihr Sohn?«

Sie runzelte verärgert die Stirn. »Wer sonst? Er war in seinem Zimmer –«

»Sein Name?«

»Wessen Name?«

»Der Ihres Sohnes«, sagte Weston und wechselte einen müden Blick mit Lisa Calcot. »Wie heißt er?«

»Das habe ich doch alles schon ...«, sagte sie ärgerlich. »Connor.« Dann, als ob sie es einer langsamen und eher unterbelichteten Sekretärin diktierte: »Sein Name ist ... Connor. Ich habe mich fünf Minuten abgewandt – *fünf Minuten.*«

»Abgewandt?«, fragte Weston.

Lisa Calcot sah, wie Vi schuldbewusst rot wurde. *Abgewandt! Wohl eher ihre Bräune aufgefrischt. Im Garten eingenickt.*

»Er war weg, bevor ich etwas gemerkt habe«, fuhr Vi fort. »Bill wird es mir nie verzeihen. Er sagte, er würde es vielleicht noch mal versuchen.« Sie spürte, dass sie die Geduld der Polizisten bis aufs Äußerste strapaziert hatte, und versuchte daher eine Art zusammenhängender Erklärung zu geben. »Jemand hat letzte Woche versucht, Connor zu entführen. Aus der Schule. Connor kam frei, aber ... O Gott!« *Sie schlug die Hände vors Gesicht.* »Was soll ich bloß Bill sagen?«

»Bill ist Ihr Ehemann?«, fragte Weston. Vi nickte. »Wo ist er jetzt?«

»Woher, zum Teufel, soll ich das wissen?«, sagte sie schnippisch, in einem Augenblick wechselte sie von Verzweiflung zu Aggressivität. »In irgendeiner langweiligen Besprechung wahrscheinlich – und redet über die Wunder der Klarsichtfolie oder irgendein anderes faszinierendes Thema.«

Lisa Calcot interpretierte diese Schärfe automatisch als eine seit Jahren angesammelte Bitterkeit. »Wo können wir ihn erreichen?«, fragte sie.

»Er ist viel unterwegs.«

»Haben Sie seine Handynummer?«

»Hier.« Vi kritzelte die Nummer auf einen Zettel aus einem (ebenfalls goldenen) Ständer neben dem Telefon. Ihre Armreifen stießen aufgeregt aneinander. »Sie werden ihn nicht erreichen. Sein Telefon ist ausgeschaltet.« Sie schien plötzlich zu bemerken, dass sie keine Zigarette mehr in den Fingern hielt, und ging zum Couchtisch, um sich eine zu nehmen. Als sie sie anzündete, sagte sie: »Würden Sie jetzt bitte aufhören, hier herumzuhängen, und endlich meinen Sohn suchen!«

Weston starrte sie an und fragte sich, ob Connor nicht einfach ein bisschen von dieser hohen, ziemlich unangenehmen Stimme weg wollte. »Ein Foto wäre hilfreich«, sagte er.

Für einen Augenblick sah sie aus, als ob sie ihn anfallen wollte, dann legte sie ihre Zigarette mit übertriebener Sorgfalt in den Aschenbecher und ging zum Bücherregal am anderen Ende des Zimmers. Sie nahm ein Bild aus einem Album, das zu einer ganzen Reihe gehörte, die aufwendig wie ledergebundene Bücher aufgemacht waren, und gab es Lisa Calcot.

»Und jetzt verschwinden Sie aus meinem Haus!«

»Was denkst du?«, fragte Weston. Lisa wählte zum vierten Mal Mr Harveys Handynummer.

»Mit einem hatte sie jedenfalls Recht – er hat es ausgeschaltet.«

Sie hatten es bereits bei der Fabrik versucht, aber das Creative Plastics Management hatte seinen Boss seit dem Morgen nicht mehr gesehen.

»Sie schien sich größere Sorgen darüber zu machen, dass er es erfährt, als dass dem Kind etwas passiert ist.«

Weston sah sie von der Seite an. »Glaubst du, es ist was Familiäres?«

Lisa Calcot lächelte. Sie hatte diese gewisse Art, einen Mundwinkel hochzuziehen, so dass sich ein Grübchen bildete, das zu sagen schien: Mich kann nichts überraschen.

»Das passt nicht zu dem vorherigen Versuch, oder?« Castel Esplanade hatte sich um den ersten Vorfall gekümmert, da Connors Schule in der Nähe vom Zentrum Chesters lag; das Polizeipräsidium hatte bestätigt, dass weder er noch sonst jemand, der die versuchte Entführung beobachtet hatte, den Angreifer erkannt hatte.

Lisa Calcot zuckte mit den Schultern. »Ich hasse Frauen wie sie. Viel Geld, viel Haar, viel Ego.«

Weston lachte. »Danke, Professor Cantor.«

»Wer?«

»Weißt du nicht, wer Professor Cantor ist?«

»Sollte ich?«

»Du solltest deine Allgemeinbildung auffrischen, Lisa.«

Sie waren auf dem Weg zur Wohnung des Kindermädchens. Lisa stieg vor ihm aus dem Auto, und Weston schaute ihr anerkennend dabei zu. Ihr Gesicht war vielleicht ein bisschen zu kantig, ihre Schultern waren durch zu enthusiastisches Krafttraining sehr breit geworden, aber Lisa Calcot hatte wunderschöne Beine – und sie versteckte sie nicht in Hosen.

»Kommst du?«, fragte Lisa.

Weston riss seinen Blick von ihren Beinen los, sah über ihre Hüften nach oben und schließlich in ihr Gesicht. Sie lächelte – nur ein bisschen, gerade so viel, um ihm zu zeigen, dass sie sein Spielchen verstand, gerade genug, um ihn wissen zu lassen, dass die Zweideutigkeit beabsichtigt war. Er wurde leicht rot, und sie drehte sich um und ging die Stufen zur Eingangstür hoch.

Das Kindermädchen antwortete nicht. Schließlich reagierte der Bewohner der vorderen Wohnung, ein verschlafener Mann um die vierzig, der meckerte, dass er, verdammt noch mal, die blöde Klingel ausschalten würde,

falls noch ein Idiot ihn wecken sollte, man könnte nachts nicht pennen, und es war ihm egal, wer sie seien, er hätte jedenfalls ein Recht auf ein paar Stunden Ruhe und Frieden. Sie gingen die Treppe hinauf zu Miss Halliwells Wohnung und klopfen an die Tür. Eine schwache Stimme fragte, wer da sei.

»Die Polizei, Miss Halliwell, machen Sie auf.«

Das tat sie, soweit es die Kette erlaubte. »Sie übertreibt es mit ihren Arbeitgeberrechten aber ein bisschen, wenn sie die Polizei kontrollieren schickt, oder?« Lisa Calcot lächelte und wechselte einen Blick mit Weston. Miss Halliwell wollte ihren Ausweis sehen. Lisa gab ihr ihren durch den schmalen Türspalt. Sie schloss die Tür, während sie ihn las, und Weston, der seinen Ärger nicht länger verbergen konnte, sagte: »Wir verlieren Zeit, Miss Halliwell. Connor Harvey wird vermisst, und wir brauchen Ihre Hilfe.«

»Connor –?« Sie hörten die Kette klicken, dann öffnete sie die Tür. »Connor vermisst? Ist es derselbe Mann? Der vor seiner Schule?«

Weder Lisa noch Weston antworteten. Sie starrten ihr Gesicht an. Selbst im schwachen Flurlicht konnte man sehen, dass es durch unregelmäßige, erhabene, tiefrote Striemen entstellt war. Als sie sich plötzlich ihrer musternden Blicke bewusst wurde, schüttelte sie ihre Haare vors Gesicht und zog ihren Morgenmantel enger um den Hals.

»Es ist nicht ansteckend«, beruhigte sie sie. »Eine Art Allergie, hat der Arzt gesagt.« Sie ging durch den Flur in das kleine Wohnzimmer und sprach dabei über ihre Schulter. Das Sofa war zu einem improvisierten Bett umgebaut, und auf dem Boden daneben lagen lauter Zeitschriften. Sie schien sich für die Unordnung entschuldigen zu wollen, änderte dann aber ihre Meinung und bot ihnen Platz an. Lisa Calcot sah sich um; außer dem Sofa gab es nur einen Schaukelstuhl und ein paar

Esszimmerstühle an einem Ausziehtisch. Sie nahm einen der Esszimmerstühle, Weston setzte sich in den Schaukelstuhl.

»Sie haben sich krank gemeldet«, sagte Lisa Calcot. Das Kindermädchen strich sich eine mausgraue Haarsträhne aus dem Gesicht, und Lisa bemerkte, dass die roten Flecken auch ihre Hände befallen hatten.

»Ich habe kaum geschlafen«, sagte sie. »Ich konnte doch nicht hingehen, so wie ich aussehe. Und überhaupt, ich fühle mich schrecklich ...«

»Niemand beschuldigt Sie«, sagte Weston, als er sah, dass sie kurz davor war, in fiebrige Tränen auszubrechen. »Wir versuchen nur, alle Fakten zu sammeln.«

Miss Halliwell nickte, versuchte tapfer zu sein. »Während der Ferien bin ich normalerweise um halb neun dort, so dass sie sich nicht um ihn zu kümmern braucht. Sie ist so leicht genervt – und er ist wirklich so ein lieber Junge. Ich rief um halb acht an. Ich konnte einfach nicht ...« Sie unterbrach sich: »Glauben Sie, es geht ihm gut?«

Schön zu wissen, dass sich jemand Sorgen macht, dachte Lisa. »Sie wohnen nicht dort?«, fragte sie.

»Früher, als er kleiner war, schon. Aber er ist meist im Internat, jetzt, wo sein Vater mehr zu tun hat, deshalb brauchen sie mich nicht mehr so oft.«

»Was ist mit seiner Mutter?«

»Mit seiner Mutter?«

»Könnte sie sich nicht um ihn kümmern?«

Miss Halliwell lachte. »Sie ist *viel zu beschäftigt*.«

»Arbeiten Sie schon lange für sie?«, fragte Weston.

»Achteinhalb Jahre. Seit Connor ein Baby war. Es war meine erste Arbeitsstelle nach dem College.«

Dann, als ob sie ihre Ungläubigkeit vorwegnehmen wollte, dass sie Mrs Harveys selbstherrliches Regime so lange hatte ertragen können, setzte sie hinzu: »Sie ist nicht so oft da. Und wenn sie da ist, gehen wir ihr aus dem Weg.«

»Kommen Sie mit Mrs Harvey aus?«, fragte Weston.

Sie sah Weston mit einem Blick an, den sie sonst wohl bei nervösen Fünfjährigen benutzte: »Kamen Sie mit ihr aus?«

»Aber Sie blieben.«

»Connor ist ein Schatz. Ich konnte ihn nicht verlassen. Und Mr Harvey passte auf, dass sie mich nicht feuerte.« Ihr Gesicht fiel plötzlich ein, und sie sagte: »Es ist alles meine Schuld, nicht wahr? Wenn ich da gewesen wäre –«

»Seine Mutter war da«, sagte Lisa Calcot.

Miss Halliwell verschränkte ihre Arme vor der Brust und jammerte leicht vor Unbehagen. »Sie wissen nicht, wie sie ist.«

»Dann sagen Sie es uns«, sagte Weston.

»Sie benimmt sich wie ein verwöhntes Gör. Nimmt Connor die meiste Zeit überhaupt nicht wahr. Oh, er wird auf Partys und Ähnlichem für eine halbe Stunde vorgeführt, so dass sie mit ihm angeben kann – um ihre Freunde mit ihrer Hingebungsvolle-Mutter-Show zu beeindrucken –, dann wird er in sein Zimmer abgeschoben, und Gott gnade ihm, wenn er ihre Unterhaltung stört.«

»Was ist mit Mr Harvey?«

Ihr Gesicht entspannte sich. »Er tut, was er kann, aber seine Arbeit ... Er macht so viele Überstunden.«

»Wissen Sie, wo er jetzt ist?«

Miss Halliwell wurde rot, was die Flecken auf ihrem Gesicht zu einem matten Leuchten brachte. Sie überhörte die Anspielung. »Natürlich nicht. Ich meine ... Ich weiß, dass er bis spät heute Abend weg sein wird – ich sollte dort übernachten, aber ...«

»Also wissen Sie nicht, wie wir ihn erreichen können?«

»Nein! Mein Gott, *was wollen Sie damit andeuten?*«

»Was wolltest du damit andeuten?«, fragte Lisa, als sie wieder im Auto waren.

»Ich weiß nicht. Glaubst du, sie schwärmt für Mr H.? Natürlich ist sie noch ein halbes Kind –«

Lisa lächelte. »Siebenundzwanzig – vielleicht älter. Fliegen Männer mittleren Alters nicht angeblich auf so was?«

»Warum fragst du mich?«

Lisa lachte kurz und rau. Weston sah missmutig und wütend aus und fuhr quietschend vom Bordstein los.

Kapitel 3

Jenny Campbell blieb stehen. Max Greenberg saß der Treppe gegenüber, auf der anderen Seite der glänzenden Marleyfliesen in der sogenannten Lobby des dritten Stocks der Verwaltung. Er sah cool aus in seinem hellgrünen Sommeranzug, wenn auch etwas fehl am Platz. Er saß auf einem schäbigen Plastikstuhl – entspannt, aber selbstsicher –, bereit loszulegen. Ein kleiner Junge mit dunklen Haaren und leuchtenden Augen saß neben ihm. Selbst aus dieser Entfernung konnte Jenny seine Angst spüren: Seine Augen glitzerten eher, als dass sie glänzten. Er trug den Schlafanzug und den rotbraunen Bademantel, in dem er angekommen war, ab und zu zupfte er an den Paspeln der Etiketten und Taschen.

Jenny lächelte den Jungen an, es war eine reflexartige Reaktion und der instinktive Wunsch, ihm die Befangenheit zu nehmen. Obwohl er ins Leere schaute und abwesend wirkte, schien ihn dieser Kontaktversuch nervös zu machen; er sah nach unten, weg, seine Augen blickten in der Lobby umher, um ihr auszuweichen.

Jenny dachte daran, sich einfach umzudrehen und wegzugehen, aber laut den Krankenhausregeln durfte das Pflegepersonal das Gebäude nicht in Arbeitskleidung verlassen, und ihre Autoschlüssel lagen sowieso in ihrem Spind. Der einzige Weg zum Umkleideraum führte sie an Dr. Greenberg vorbei. Das gerissene Funkeln in seinen Augen brachte die Entscheidung; sie atmete tief ein, versuchte die in ihr aufsteigende Wut zu unterdrücken und ging los.

Max kam ihr entgegen; an der einen Seite seines Revers trug er das Namensschild des Krankenhauses, welches ihn als Facharzt für Kinderpsychologie auswies, an der anderen

Seite trug er einen Button aus seiner Sammlung – heute war es ein Clown. Jenny hatte ihn schon einmal gesehen: Wenn man auf seine Nase drückte, leuchteten nacheinander in einem Halbkreis kleine LED-Lichter auf, die der Clown zu jonglieren schien, dabei lachte er.

Jenny mochte Max: Sie hatten sich das erste Mal getroffen, als er sie aufgesucht hatte, um ihren Artikel in der *Counselling News über Pflegeeltern als Sozialberater zu loben. Er hatte sie ermutigt, über Pflegekinder zu schreiben, hatte ihr Textmaterial besorgt und seinen Einfluss geltend gemacht, um sie mit bedeutenden Autoren und Ärzten des Fachgebiets zusammenzubringen.*

Sein modischer Kleidungsstil und seine Schlagfertigkeit schienen nicht zu seiner Arbeit mit kranken und emotional gestörten Kindern zu passen, aber er strahlte eine solche Wärme und einen tiefen Respekt vor den Kindern in seiner Obhut aus, dass diese mit instinktivem Vertrauen auf ihn reagierten.

Max fing Jenny auf halbem Weg ab; trotz ihrer stärker werdenden Empörung konnte sie nicht umhin zu bemerken, dass der Junge überhaupt nicht besorgt darüber wirkte, dass ihn sein Aufpasser verlassen hatte. Er saß völlig teilnahmslos auf seinem Stuhl, seine Arme hingen herab, seine Hände waren in den Ärmeln seines Bademantels versteckt, sein Rücken war rund, und seine Augen hatte er auf den Boden geheftet.

Max lächelte Jenny reuevoll an.

»Was für ein Scheißstrick«, brachte Jenny leise hervor.

»Ah-ah. Pas devant l'enfant«, antwortete Max mit einem breiten Grinsen.

Der Junge regte sich, als ob er aus einem Tagtraum erwachte, blinzelte und sah auf. Jenny, die ihm gegenüber stand, spürte die volle Kraft seiner strahlenden, braunen Augen. Sie schloss ihre eigenen einen Moment.

»Warum tust du mir das an, Max?«, klagte sie.

Sie hatten vorher bereits darüber gesprochen, auf der Station, während Jenny versucht hatte, ihre Patientenbeobachtungen der Nacht aufzuschreiben. Sie hatte zu viel zu tun. Nicht nur hier im Krankenhaus. Ihre Vortragsreise für den Nationalverband der Pflegeeltern sollte in zwei Wochen beginnen, und sie hatte ihre Unterlagen und Vorbereitungen noch nicht fertig. »Ich habe dir doch gesagt, dass ich viel zu tun habe. Sylvia von der Notaufnahme hat es auch versucht. Ich habe ihr dasselbe gesagt: Ich werde nicht die Zeit haben, mich so um ihn zu kümmern, wie er es braucht.«

Werde nicht, nicht würde nicht. Max sah, dass Jennys Entschlossenheit einen Augenblick lang schwankte, und handelte sofort. Er sah sich um, um sicherzugehen, dass der Junge nicht weglief, dann packte er Jenny am Ellbogen und lenkte sie zur anderen Seite der Lobby. Unbewusst stellten sich beide so, dass sie das Kind im Auge behalten konnten. Ein ständiger Strom von Krankenschwestern kam und ging, die Verwaltung war zwar geschlossen, aber die Umkleideräume waren auf derselben Etage. Es war vor allem die Nachtschicht, die Feierabend machte, die Frühschicht hatte bereits vor einer Stunde angefangen, damit noch Notizen gelesen sowie Informationen und Anweisungen ausgetauscht werden konnten. Die meisten sagten etwas zu dem Jungen, der so offensichtlich teilnahmslos dasaß, und doch glaubte Jenny, dass er den Geräuschen und Bewegungen seiner Umgebung gegenüber ungewöhnlich sensibel war. Er sah ab und zu verstohlen zu ihnen herüber, wich ihrem Blick dabei aber aus.

Er reagierte auf die freundlichen Grüße der Schwestern, indem er noch mehr in sich zusammenkroch und sich weigerte aufzusehen, bis sie schließlich unzufrieden mit den Schultern zuckten und an ihm vorbei in den Umkleideraum gingen.

»Ich kann ihn nicht irgendwem anvertrauen, Jen«, sagte Max. »Du hast die Ergebnisse seiner Untersuchungen

gesehen.«

Jenny kämpfte gegen die emotionale Bedeutung der Beweislage, die ihr Kollege detailliert aufzeigte und gewissenhaft darlegte: Verschlissen, still und ängstlich hatte der Junge die Untersuchungen über sich ergehen lassen, aber er hatte Narben, die vermuten ließen, dass er irgendwann einmal misshandelt worden war. Die Verhaltensauffälligkeiten bestätigten diese Einschätzung. Ein direkterer und zwingender Beweis waren die Röntgenaufnahmen seiner Hände, die gezeigt hatten, dass alle Finger an beiden Händen bei einem traumatischen Zwischenfall in der Vergangenheit gebrochen worden waren.

Jenny runzelte die Stirn: »Ich könnte mich nicht genug um ihn kümmern, Max.«

Könnte nicht, nicht kann nicht. Sie war einen Schritt weiter, was die Wahrscheinlichkeit anging, den Jungen anzunehmen.

»Fraser hat bald Ferien, oder?«

»Er würde dich dafür lieben«, sagte Jenny. »Drei Wochen allein auf einen schwer gestörten Jungen aufzupassen, während ich zu meiner Vortragsreise abhaue.«

»Nicht so lange, das verspreche ich ...«

»Sieh mal, Max, wir waren uns doch einig über eine kleine Atempause, nachdem Luke zu seinen Adoptiveltern gezogen ist ...«

Max überlegte, ob er Jenny erzählen sollte, dass Luke auf seine Adoptiveltern ziemlich verstört reagierte. Verstört und störend. Er entschied sich dagegen. Jenny und Fraser hätten ihn in null Komma nichts zurückgeholt, aber Luke hatte eine zu starke Beziehung zu ihnen entwickelt, was auch der Grund für seine Weigerung war, seine neuen Eltern zu akzeptieren. Es würde die Situation nur verschlimmern, wenn er zu Jenny und Fraser zurückkehrte, nur um in ein paar Monaten zu jemand anderem geschickt zu werden.

Luke war fast zwei Jahre bei ihnen gewesen, und sie hingen mehr an ihm als an irgendeinem anderen ihrer vorherigen Kinder. Sie litten unter seinem Verlust.

Max sah seine Freundin direkt an. »Ich weiß, wenn irgendjemand ihn aus der Reserve locken kann, bist du das. Auf der Station sind sie zu beschäftigt, selbst wenn ein Bett frei wäre, und das ist es nicht«, sagte er bestimmt, um Jennys Einsprüchen zuvorzukommen. »Es gibt keinen körperlichen Grund für ihn, im Krankenhaus zu bleiben – seine Verletzungen sind alt. Er braucht persönliche Betreuung, Jen.« Keine Antwort, also fuhr er fort: »Der Sozialdienst versucht verzweifelt, einen Platz für ihn zu finden. Sie würden ihr Bestes tun, um dich zu unterstützen, wie Notfallbetreuung, falls du sie brauchst ... Komm schon, Jenny, du weißt, wie es ist, wenn man an einem Wochenende einen Platz für einen Notfall braucht. Es wäre nur für ein, zwei Wochen, bis seine Eltern auftauchen. Keine Sorge«, fügte er hinzu, als er sah, dass Jennys Gesichtsausdruck von Trotz zu Sorge um den Jungen gewechselt war. »Wir werden schon sicherstellen, dass er ohne Gefahr zurückgehen kann.« Er fühlte sich plötzlich schuldig – Jenny war so leicht zu überreden. Manchmal schockierte ihn seine Bereitschaft, Erwachsene im Dienste der ihm anvertrauten Kinder zu manipulieren.

Jenny beobachtete eine weitere misslungene Unterhaltung zwischen einer Krankenschwester und der winzigen Person, die ein paar Meter weiter saß. Sie seufzte. »Wie alt ist er?«

Max kannte sie zu gut, um zu glauben, dass er sie bereits rumgekriegt hätte – Jenny hatte noch nicht zugestimmt, das Kind aufzunehmen –, und trotz ihrer Großherzigkeit konnte sie stur sein, wenn sie das Gefühl hatte, in eine Situation gebracht zu werden, die sie nicht mochte. »Ich würde ihn auf sieben oder acht schätzen.« Er runzelte die Stirn und maß den Jungen im Geiste an einer Skala der Größe, körperlichen Merkmale und des Verhaltens all der

Tausende von Kindern, die er in den fünfzehn Jahren seiner Arbeit als Kinderpsychologe im Krankenhaus betreut hatte. »Meiner Einschätzung nach ein kleiner Achtjähriger.«

Sie schauderte. »Was erschreckt ein Kind so sehr, dass man es nicht einmal zum Sprechen bringt?«

Max zuckte mit den Schultern. »Es bringt nichts, darüber zu spekulieren, was passiert ist. Er könnte ein Zigeunerkind sein. Er hat die richtige Hautfarbe dafür. Sie bringen ihren Kindern bei, nicht mit Vertretern der Obrigkeit zu sprechen. Falls ihm beigebracht wurde, den Mund zu halten ...« Er zog die Augenbrauen hoch. »Kinder in diesem Alter können Sachen sehr wörtlich nehmen.«

»Spar dir deine Piaget-Theorien für deine Studenten.«

Max grinste. »Es wäre nur für eine Woche – höchstens zwei. Vielleicht ist er weggelaufen, und sie haben es erst gemerkt, als es schon zu spät war. Sie werden ihn holen kommen.«

Jenny sah ihn misstrauisch an. »Wenn du wirklich glauben würdest, er wäre ein Zigeunerkind, wärst du nicht so scharf darauf, dass ich ihn nehme.« Die Kleidung des Jungen deutete nicht auf Zigeuner hin, sondern auf Geld, und seine große Angst ließ etwas Schlimmeres als simples Weglaufen vermuten.

Max zögerte. Es nutzte nichts, Jenny etwas vormachen zu wollen: Sie durchschaute jeden Versuch, an der Wahrheit herumzudeuten, und war darüber zu erbost, um den Ärger zu rechtfertigen.

»O. K. Mein Gefühl sagt mir, dass seine Reaktionen Besorgnis erregend waren. Ich möchte ihn irgendwohin bringen, wo er sich sicher fühlt.«

»Gibt's denn *niemand anderen* ?«

»Der einzige andere freie Platz ist eine unruhige Familie mit älteren Pflegekindern. Es wäre nicht das Richtige für ihn.«

»Wo hat man ihn gefunden ?«

»South End, Garston, aber er ist vielleicht ein gutes Stück weit von zu Elause weggelaufen.«

Jenny schüttelte den Kopf. »Ein Achtjähriger, der in den frühen Morgenstunden in seinem Schlafanzug und in Pantoffeln durch die Stadt läuft. Ihm hätte alles Mögliche passieren können.«

Max fuhr fort: »Die Polizei befragt die Anwohner, ob sie irgendwas gesehen haben. Morgen oder übermorgen wollen sie ein paar Fotos machen, vielleicht antwortet jemand auf eine Anzeige im *Liverpool Echo* oder im regionalen Fernsehen. Die Kontaktperson ist Mike Delaney«, fügte er hinzu, er wusste, dass Jenny schon mit Sergeant Delaney gearbeitet hatte und ihn mochte.

Jenny seufzte noch einmal, dieses Mal tiefer, und Max glaubte einen vielversprechenden Ton der Resignation darin zu hören.

»Wie nennst du ihn?«, fragte Jenny.

»Ich dachte vielleicht Paul«, schlug Max vor, immer noch sehr vorsichtig, da er noch nicht glauben konnte, dass Jenny endgültig kapituliert hatte.

In diesem Moment war plötzlich die Hölle los. Jarmon Willis, ein Stationsleiter und alter Studienkollege von Jenny, hatte den Jungen angesprochen, so wie es seine Kolleginnen getan hatten, aber anstatt zurückzuweichen und zu schweigen, war der Junge plötzlich aufgesprungen und schreiend zur Treppe gelaufen. Jenny fing ihn ab und hob ihn hoch; er trat und schrie: wortlose, unwirkliche, schreckliche Laute, die an den kahlen Wänden abprallten und das Treppenhaus hinunterhallten.

»Es ist alles in Ordnung«, sagte sie, »du bist in Sicherheit.« Sie wiederholte es immer und immer wieder, hielt dabei seine Hände, damit er ihr Gesicht nicht zerkratzte, sie hielt ihn sanft fest und drehte sich von Jarmon weg. Sie winkte den geschockten Stationsleiter fort, und er verschwand durch die Tür rechts neben dem Fraenumkleideraum. »Siehst du, er ist weg.« Das Kind

starrte wild über ihre Schulter und ließ sich dann abrupt in ihre Arme fallen, wieder völlig teilnahmslos.

Max hielt sich zurück, wie vorhin, als der Junge so heftig reagiert hatte, in der Hoffnung, dass Jenny, wenn sie einmal den Kontakt aufgebaut hatte, es unmöglich finden würde, ihn wieder zu verlassen. Max musste den Jungen in guten Händen wissen, bei jemandem, dem er vertraute. Er empfand viel für dieses Kind, er war besorgt, fühlte sich unwohl bei der ganzen Sache. Jenny war die Beste dafür, sich um den Jungen zu kümmern, und er konnte sehen, dass sie jetzt eine Entscheidung fällte.

Jenny stellte das Kind behutsam auf den Boden, sie hatte fast Angst, dass er hinfallen würde, aber das tat er nicht. Er stand neben ihr, sah auf den Boden, atmete ein wenig stärker, während ihm Tränen ungehindert die Wangen herunterrannen und seine Nase lief. Sie fischte ein Papiertaschentuch aus ihrer Tasche, wischte ihm die Nase ab und hockte sich dann neben ihn. Der Junge wurde daraufhin unnatürlich ruhig, so dass die Luft um ihn herum stillzustehen schien. Jenny erinnerte das an den Reflex der Rehe, sich tot zu stellen, und fühlte eine Art ehrfurchtsvolle Scheu.

Sie drehte sich zu dem Jungen und senkte den Kopf so, dass er ihr ins Gesicht sehen konnte, wenn er sie denn mit einem seiner flüchtigen, verstohlenen Blicke beehren wollte.

»Ich heiße Jenny Campbell«, sagte sie. »Ich weiß nicht, wie du heißt.« Die Stille des Jungen schien größer zu werden. Sie gab ihm genug Zeit, einen Namen zu nennen, dann nickte sie, als Zeichen, dass sie seine Entscheidung, ihn ihr nicht zu sagen, akzeptierte. »Ich dachte, wenn es dir nichts ausmacht, werde ich dich erst einmal Paul nennen. Wäre das in Ordnung?« Der Junge schien sich ein klitzekleines bisschen zu entspannen, und Jenny nahm dies als Zustimmung.